

Der Frühling zieht in den Bergen ein

Auf dem Kieselberge — so nennen die Seidier diesen 120 Meter hohen Sandhügel — habe ich mir mit viel Mühe durch Anstiehen und Anfriden einen Bahn ausgedaut mit Hosen wie Männerhemden so breit und mit Sädeln so lang und so krumm wie der Griff vom Hesthof der schlack-blonden Lötcher des „Seigertags“, in dessen Mooren und Wäldern ich jage. Schwarz ist der Bahn im Brust- und Galsgeleide wie die tohigen Stüben der Fußren, die der letzte Wordbrand straf. Dieses königliche und in seiner Balz Jägerange und Jägerobst am wisslichen unterhaltende Wild unter unserm gefamten Federwilde ist so selten geworden, daß jeder Weidmann sich gebühn fragen sollte: Käst ich der Schuß verantwört? Heute lann kein Jäger der Lüne-burger Seide und auch anderer Virthahngelie behaupten, er habe so viele Virthähne, daß Massenheute — beim Virthahn nennen wir heute schon ein halbes Dutzend so — sich weid-männlich verantwört lassen.

Ich wartete an jenem Morgen 100 Meter von ihm entfernt im Heidekraute liegend, bis er abtritt, dann hante ich mir aus den Vaguen in der Nähe des Balzplatzes einen unauffälligen „Schirm“, unter dem ich aber nur liegend und schlafend finden konnte, und dann merkte ich mir meinen „Weg“, den ich im Morgendufteln in diesem wogelosen weiten und fast wüsten baumlosen Gelände wiederfinden sollte.

und fast durch's dünnlichte Gekinde wiederhervor tritt.
 Im Dunkel der Nacht muß ich zwisch' den Felsen
 den Farnzweig nach jenem Walzplatz nehmen. Die Luft ist so warm,
 fast schwül, der Wind schwach. Himmel und Erde lassen sich
 nicht unterscheiden. Ich hör', daß die Hecke über ihr Wehr
 plätschert. Da weiß ich, daß ich die Hälfte meines Weges
 hinter mir habe. Nun geht es in die wegselige Heide.
 Raufend, mit heiserem „Kraat-kraat“ stehen Kricken auf.
 Ich lasse mich nieder und sehe nach der Höhe schräg nach der
 alten schwarzeichen Wetterbirke aus, die mich weiterführen
 muß. Ich gehe behutsam weiter und zähle die Torfküben
 an meinem „Weg“. Die alte Birke ist noch ein Stüddchen
 vom Gipfel. Ich höre, wie ein Mädchen weint. Ich bin am
 Fuße des Kieselberges, aber noch lange nicht am Walzplatz.
 Jetzt muß ich den hellen Sandseil erstreben, alles ohne
 Barmhertzigkeit, denn mein Sohn kann in der Nähe in der
 Heide stehen und darf nicht vergräm't werden. Auch den
 Sandseil, den Rand eines Granatstrickers vom Lebnungs-
 schiefen, habe ich nach erhabender Querstufe erreicht. Wenn
 ich jetzt die zwei Meter hohe Fuhre auf der Höhe ersteige,
 dann weiß ich, wo der Walzplatz liegt. Kniend kann ich sie-
 gen den Himmel, der schon nicht mehr so schwarz ist,
 feststellen. Achtzig Meter links von ihr steht mein „Schirm“.
 Ich schlief', ruftack und Gesehr vor mir herhschiebend,
 wischen die niedrigen Blaggenwände.

Nun mag der Hahn kommen. Vor mir muß er einfallen. Eine halbe Stunde aber wird, weil es so düster ist, bis dahin noch vergehen. Totenstille. Nichts hört ich als meinen Athem. Noch ist es Nacht. Die Moorenten haben das Wort. Lange Seufzer sänen durch die Finsterniß. Aufgeschredte Stodenten schlagen Lärm. Ein Fuchs wird sie umlärmen. Kräutenden schellen daswischen. Ein Reh schreht. Nun wieder leieres Schweigen. Lange Minuten. Da steigt jaghaft Verengedudel auf, verstimmt in die träge Stille. Jetzt, schweres Schwingenruden über mir, mein Hahn, kein — ich höre ihn nicht einfallen, aber gar nicht weit muß er stehen, der matte Wind trägt ihn, *Ichduhduh* an mein lauerendes Ohr. Den ersten Reihafen höre ich trillern, und nun durchjittert der Wohlklang des Befassenen gemeders die Luft.

Wo bleibst du Bahn? Sollte er Lunte geputzt haben
 meine Plaggenkinder ihn — — — da draußt er heran und
 fällt so nahe bei mir ein, daß der Atem mir stocken will.
 Sekunden höchster Spannung vergehen. Fast überhöre ich
 das Trompeten der Feinde, die am Moorsee stehen werden
 und haben nur Sinn für den Hauptbahn, der stark um
 ein Bildwerk und dennoch voll von Leben, das um sich
 bangt, scharf sichernd vor mir stehen muß. Wie eine Weisp-
 pfauische mit einem Siegelstaf darauf. Dem Himmel sei
 Dank, meine Ruine kommt dem Bahn nicht verdräht vor
 er zischt und faucht und — verschweigt. Jeden Augenblick
 zu erbreiten. Ich wage nicht, mich zu rühren. Nur
 mein Dr gilt jetzt. Der Bahn kreuzt auf mich zu. Deut-
 lich höre ich, wie die Strahlen der abgeplagten Feinde sich
 Geschoß streifen. Jetzt zischt er so nahe bei mir, daß ein
 Mensch mit Drang-Alten ihm greifen könnte. Deut-
 andere Bahn beginnt zu hallern, meiner faucht und mach-
 einen Satz. Und nun hallert er auch. — — —
 wird lebendig. Aber mein Dr achtet nur auf dieses Stullen
 das weiter und weiter von mir abstrift. Ich wage den Kopf
 zu heben und sehe durch die Schießgarne den schwachen
 Schimmer vom schneigen Unterföß des sich hin und her-
 drehenden Hahnes. Aber es muß heller werden, bevor ich
 einen sicheren Schuß abgeben kann, da ich noch nicht zu
 sagen vermag, wie weit der Bahn von mir entfernt ist. Zu-
 den linken Straußlauf meines Drillings rechne ich höchsten-
 45 Schrit. Wer weiter auf dieses Getösebild schießt, wär-
 des Jagdgebietes nicht wert, auch wenn der Bahn von
 Pögel des Schusses einmal liegt. Und dann gilt es auch, die
 rechte Stelle fassen, nur seitlich. Denn vom prallen die
 Schrote ab oder dringen nur schwach ein, und aufs Epic-
 schießt man nicht, der Sigheln wegen. Immer weiter ba-
 sich mein Bahn von mir fort nach dem andern hin, der
 ich reist.

Es wird hell. Durch die Schiefliche schähe ich die Entfernung auf 60 Schritt. Doppelt, das war ein weiter und hoher Sprung, noch 10 Schritt weiter weg! Es wird hell, die ganze Luft brodet und zischt vor Stürmen und Fauden. Dazu Himmelsziegen, die Drachgöbe und Reibze. Es hähet und mürkelt, wie die Nacht war, so herrlich will du mich fortbalz. Kriege ich ihn heute nicht, dann habe ich einen Grund, morgen wieder loszugehen. Die Virthabnahn im weiten menschenleeren Heidenort hat es mir nun eimmangelan. Drei Hennen fallen vor mir ein und äugen meine Ruine an. Der Hahn tanzt auf mich zu. Ich bin jetzt wieder ganz Jäger und möchte ihn heute schon mein nennen. Noch 20 Schritt, dann knallts. Der soll ich ihm aus der Rückenlauf den Tod schicken? Nein, ich denke daran, wo ich einen Hahn mit der Kugel zu Schanden schoß und erst a andern Tage fünfhundert Meter vom Ansich fand. Ueb den Kriesterwall am Moorrande blingt die rote Sonne. Salsch! Salsch! pudert Reis über die Heide. Mein Hahn wird st und viele andere mit ihm. Eingekauert döft er in der Morgenrot, während die Hennen äsen. Feierliche Stimmun beherrscht das Moor. Höher klinkt die Sonnenscheibe. E der Reis tanzt, setzt die Sonnenball ein und das Gefüller geht wie verdoppelt. Auch mein Hahn wird munter, und schiebt sich immer höher heran. Reiß wohl mein Jägerblut! Ich habe die Drillingsmündung in der Röhre, und bevor d nähernde Henne mit wärmendem Gaden aufsteht, ist der Salnugin.

Mit langen Schritten mache ich mich warm. Wie
 unten am Berge bin, steht die Sonne schon hoch. Sanale

Unter den Strahlen der Frühlingssonne ist auf den Südhängen der Alpen der Schnee bereits gemichen, und wo eben noch Schifahrer ihre kühnen Sprünge üben, blühen jetzt bereits die ersten Frühlingsboten, die gelben, violetten und weißen Krokusse.

schlendere ich heimwärts. Ich weiß, ich bleibe morgen früh liegen. Da will ich diesen Morgen noch auskosten, diesen Frühlingsvormorgen, und in gierigen Zügen schlürft die Lunge den herb süßen Würzhauch der Gabelknospen, welche die Sonne sprengt und wie lauter Gold flimmern läßt.

Aus der Welt des „gehärteten Sandes“ und der „grünen Wagen“.

Von Zirkusnachrichtsteller K. W. Bergen, Weimar.

Deutschland ist das zirkusfreundlichste Land der Erde. Kein anderes Volk fühlt sich in der Romantik zwischen Einnord und Wohnwagen so wohl. In Frankreich geht man nicht gerne in den Zeltzirkus, in England überhaupt nicht; die Italiener lieben den Zirkus nur im Winter. Die Russen wünschen ihn in festen Gebäuden anzutreffen. Für die Amerikaner der Zelte haben, außer den Deutschen, die nordischen Völker und die Amerikaner etwas übrig. So find in unsrem Lande tatsächlich die größten Zirkusunternehmungen auszulanden, und doch scheint es, daß wir uns nun dem Ende der Romantik nähern. Vor dem Kriege hatten 36 Zirkusse, und heute ist die Zahl unserer Unternehmungen so klein geworden, daß man sie fast an den Fingern einer Hand abzählen kann. Wir haben nur noch Großunternehmungen, und die romantische Welt des gehackten Sandes und der grünen Wagen droht an den Ruten der Zeit zu zerfallen. In der Nachkriegszeit und in den letzten Jahren sind viele Unternehmungen von den deutschen Bühnlägen verschunden, darunter auch Corty-Archhoff, einst der berühmteste aller Zirkusse und auch der schönste in der ganzen „Jahenden Welt.“ Zerkalan wurde durch den Brand vom 12. Januar 1922 fast gelegt. Ende Januar kam auch noch die Nachricht vom finanziellen Zusammenbruch des Eödenzirkus Kapitan Schneider aus Italien. Im Herbst vorigen Jahres hat nach 35 Wanderjahren der Zirkus Darrim in einem kleinen Ort, der schwedischen Grenze sein Ende erreicht. Das ist der Verlußsich in letzten Jahre. In diesem Winter hat folgulen kein einziger deutscher Zirkus die Mittel beßesen, in der sparsamen Zeit zu überwinden. Man mußte versuchen, auch in den kalten Winternagten zu verdienen. So konnte in der Weihnachtszeit 1931 der ungläubliche Fall eintreten, daß in der Weihnachtszeit Rom drei deutsche Zirkusunternehmungen gleichzeitig fanden und spielten: Eufich Schneider aus Gagenbü. Das ganze zirkensiche Ausland gefühl hat an Möglichkeiten eingeßult, denn auch anderswo gefühl das Geld für die bescheidensten Lebensfreuden. Schneider der jetzt dem Ende seiner karriere ist, hatte schon 1910 25 dreifertig Eöden. Sein Zirkus gehörte zu den schönsten Unternehmungen in ganz Deutschland. Schneider, ein geborener Schaf, von eßgigem Gemütslage, verband mit seinen Eöden aus eßgheicht umgeben, und in der letzten Zeit hatte er an die hundert Stück von diesen Nautilieren. Nach dem Krieg haben sie in Rom in dem Film „Du nobis“ bei einer sehr hohen Gage mitgespielt; heute stehen die Tiere in demselben Hofe nach mßherührnt, doch — ohne Futter!

Zur Blüte gebracht wurde der Zirkus in Deutschland durch den „alten Reng“, der seine Jugend an bei den „fahrenden Welt“ war und selbst nicht wußte, an welchem Tage er das Licht der Welt erblickte. Erst später kam man in den Straßenbüchern zu Bruchsal in Baden, das seine Geburtsstadt sein soll, auf die Spur. Der „alte Reng“ war in seinen Jahren eine volkstümliche Gestalt geworden.

Der erste Berufsartikl, den wir überhaupt kennen, war Pierre Gringoire, Jongleur, Saitenlärn, Taffenspieler um 1475. Boet, geboren um 1475. Das „fahrende Volk“ alter Tage meßte sich mit Zigeunern, Quackalbern, Studenten, Landstreichern u. s. w. Auch R e n z, Eltern verdienten so ihr Brot, sie waren Saitenlärn. Ernst Reng lernte ebenfalls diese Kunst, die von allen alten Zirkusleuten beherzigt wurde. Später kam dann Reng in Berlin einen Zirkus erbaut und dann mit Cammerfantiert, dem größten Zirkus alter Tage. Der „alte Reng“ starb am 3. April 1892, also genau vor 40 Jahren. Sein Sohn Franz (geb. 1846) war schon ein rechter Direktoren

fohn, der eine höhere Schulbildung erhielt, auf die sonst die
Tiefculte alter Tage seinen besonderen Wert legten. Das
Meisten lernte der junge Mann in der spanischen Hofschule
zu Wien. Später wurde er königlich preussischer Kammer-
rath. Er konnte sich leisten, aus Ansehen eine Familienbibliothek
ein gutes Stück über die „Familie des Rens“ in einer
Privatdruckerei herstellen zu lassen. Diese Schrift verteilte
er auf eine Feinsinde; darum gibt es heute sehr wenige
Exemplare davon. Das „Rensbuch“ gibt die meisten Auf-
schlüsse über die Tiefculte vom Ende des vorigen Jahr-
hunderts. Rens ist 1899 gestorben, er verkaufte vorher seinen
berühmten Rufus, der dann auch schnell niedergehen sollte.

berühmten Birk, der dann auch schnell niebergehen sollte. Wie rasch in dieser Welt Ruhm und Glanz vergehen können, das zeigt uns der Name Blumenfeld. Das ist eine außerordentlich weit verbreitete Birkensfamilie, deren Zweige heute noch bestehen. Der Namen konnte man schon um 1700 in Chroniken von Leipzig und Frankfurt am Main finden, wo die Blumenfelds sich als Gaultier mit gezeigten Tieren produzierten. Später hatten die Blumenfelds eins der größten Weltzirkusunternehmungen Deutschlands in Sibirien. Ihr Stammsitz war das kleine Nestchen Gubau in Schlesien. Das halbe Städtchen gehörte den Blumenfelds. Alles ist in ein Nichts gerissen. Heute gibt es noch einige Schulfreier und Reiterinnen, Stallmeister und Zirkusleute, die Blumenfeld heißen.

Die Wittenbergsche Familie. Wie schon bemerkt und reich nach Corty-Althoff, der noch in der Kindheitszeit ein glänzendes, reichendes Unternehmen machte und in die besten Jahren starb. Corty stammte aus einer französischen Kaufmannsfamilie. Sie waren viel in Augsburg und in Althoff's zusammen, und so entstand ein berühmtes Zirkusgeschäft, von dem heute auch nur noch Spuren zu finden sind. Ihr bester Stützpunkt war Pierre Corty-Althoff, der 1869 in Dortmund das Licht der Welt erblickte und der schon vor dem Kriege als Millionär galt. Glänzende Zeiten der Vorzirkuszeit in der Zirkuswelt waren dann noch Herzog, Sidolin, Schumann, Busch, Busch und Vorch. Wo sind diese Namen alle geblieben? Später kam Carl Knibsch, 1864 geboren, der einmal mit Sarafani und Krone einen Prozeß führte, weil der größte europäische Zirkus sei. Der Redistreit ist unentschieden geblieben. Knibsch hat vor zwei Jahren seinen Zirkus dem sächsischen Staat als Geschenk angeboten, der Staat nahm aber das Unternehmen nicht. Ein leuchtendes Name ruht der Zirkuswelt unserer Tage ist R o n e. Charles war der Sohn eines kleinen Zirkusführers aus dem Thüringischen. Er kam als Sechzehnjähriger in die Dienste eines Starkscheffelführers, wo zuerst Hagen-Rosenberg und hatte dann eine Vorgesandtschaft. Im Jahre 1870 kaufte er eine paar Wägen an, eine Banane und fing damit eine kleine Menagerie an. 1878 wurde sein Sohn Fritz von einem Bären bei Dresden zerquetscht. Sein zweiter Sohn Carl, heute ein Sechszehnjähriger, ist trotz allem Baubetriebänderer geworden, gründete einen kleinen Zirkus Charles, aus dem der heutige Zirkus Krone entstand. Der Paix Charles Krone starb 1900.

Ein hochberühmter Kirchnermann war der 1810 in Münster geborene B a r n i m, ein „Schwamm“, dessen Vater am Landeitz geübt hat. 1837 hat er viel Geld als Schauffeller mit einer angeblich 161 Jahre alten Negerin verdient. Kall 40 Jahre alt, hatte der Kirchnerkönig Barnum, der nie aus einem Pferde, geseßen hatte, schon Millionär. 1850 gab er eine illustrierte Wohnungseitung heraus, die es auf 700 000 Leser brachte. Daß ein Kirchnerdirektor auch Bürgermeister werden kann, zeigt uns Barnums Leben. Er war ab 1867 Bürgermeister von Bridgeport und amerikanisches Senatsmitglied. Durch den Kirchs hatte er so viel Geld verdient, daß er, wie sein Testament sagt, 20 Millionen Mark hinterlassen konnte. Der Dressur und Cloven Heinrich Stofschloß stammt aus Radebeul, nennt sich jetzt Hans Stofsch-Sarzalant und gründete einen weltbekannten Kirchs. Er hatte 1916 schon 300 Angestellte. Ein aufstrebender deutscher Kirchs ist Straßburger, dessen Vorfahren schon Generationen lang am fahrenden Volk gehörten.

„Ich fürchte, daß die alte, schöne, elegante Welt des
Virtus unter dem Tamtam der wilden Refame untergehen
wird.“ sagte der bekannte Virtuschriftsteller Signor Saltarin

Im Jahre 1910 in seinem Buche „Das Artistenfium und seine Geschichte“. Nicht die Reklame, sondern unsere unromantische, geschäftliche, possejose Zeit hat die Welt des „fahrenden Volkes“ fast vernichtet. Und damit ist die Welt ein schönes Stück ärmer geworden.

Skizze von Hans Wesemann.

In dieser Vollmondnacht kann ich nicht schlafen. Fremde
 Tierstimmen rufen draußen im Busch. Das nervengeigende
 Schillen der Bläsen geht in rasender Eintönigkeit. Mein
 Kopf schmerzt mich. Ich muß an viele Dinge denken, die
 mich beunruhigen. Und gleichzeitig lausche ich auf jedes
 Geräusch, begierig und ängstlich zugleich, in Erwartung
 von etwas Unergeößlichem. Ich höre das leise Knarren,
 wenn die großen Insekten in taumelndem Fluge gegen die
 geschlossenen Fensterläden schlagen. Es rauscht bald hier,
 bald da in den dunkeln Ecken. Aber mir auf dem Dach
 oben ist das allabendeigende Getöse der kämpfenden Ratten
 und ihrer Verfolger, der Schlangen. Alles Laute und Stimmen
 in der drastischsten Nacht, die mir längst vertraut und be-
 kannt sind und die ich sonst nicht höre. Aber heute ist
 alles verändert. Es liegt mir wie Fieber im Blute. Und
 jenes sich fressende Gefühl, das ich nur zu gut kenne, über-
 läuft mich unwirksam.

Ich horche stärker und gespannt. Neben mir schnarcht unbekümmert Don Augusto. Ich verliere zu schlafen. Aber immer gerade an der Pforte des Bewußtseins hält mich ein fremder Klang zurück. Unter der leichten Decke des Halbschlummers höre ich tausend Schritte. Wie eine Armee von Zivern marschirt es und avanciert. Und dagegen stemmt sich eine dumpfe, unbefähigte Macht. Ein jäher, graufamer Widerstand, der Mord und Blut ist.

Jetzt höre ich ganz deutlich diesen Ton. Nicht von meinem Bett. Ein leises Schnurren. Ein Schleifen wie von Papier. Ein Trappeln wie von winzigen Füßen auf glattem Parkett. Manchmal auch ein Rutschen und ein Sighen gegen die Dielenbretter, daß ein schnarrender Ton sich auflöst.

Eine Schlange, ist mein erster Gedanke. Und das Gefühl einer grauenvollen Enkammerung im Dunkel — die würgend schmerzliche Erstüdnung in kalten, harten Schuppen rings alls mich feige zittern in einer Furcht, die schrecklich ist als alles schon Erlebte. Ich wage es nicht, die Füße auszustrecken und rühle, wie meine Hände feucht vor Erregung werden. Aber dann endlich finde meine tastende Hand an dem Nachtsich die Zünzhölzer, und die Kerze flammt auf Ihr kleiner goldener Schein gleitet spielend über alle Winkel und Eden meines düstern, großen Schlafzimmers. Ich bin geträstet und gerettet durch das Licht. Jetzt erinnere ich mich auch an den Brovington, der in meinem Tischkasten liegt.

Ich rufe Don Augusto. Er erwacht endlich, unwillig.
„que é Senhor“ — (Was ist los?)

„Hören Sie nicht?“
Eine Pause, in der wir beide schweigen und lauschen
Auf jenes freiblinde, unsichtbare Leben, das da im Halb-
dunkel vor sich geht. Ich halte es nicht länger aus: ich
springe aus dem schützenden Bett. Und nun sehe ich: ein
Kampfgestümmel großer Ameisen und inmitten von ihnen ein
schwarzes Monstrum, das strudelnd um sich schlägt.

Ein Zug von Wanderameisen hat eine Vogelpinne überfallen, um sie zu fressen. Wie ein schneeflockiges karikiertes trojanisches Pferd stimmt die fäulnisgraue haarige Spinne ihre langen, starren Beine auf den Boden, indes Tausende vorwärtlich schimmernden Ameisen auf sie zum Angriff jähzögern. Die kurzen Rückenhaare der Riefenpinne sträuben sich. Die dicke Nympe zuckt in unauffälliger Kampfe. Aufgekauert schauen die drohenden Tentakel ihres fressenden Mundes umher. Aber der Riefenbau ihres Körpers existiert schon unter dem tausendfachen Beißen und Knetsen der kleinen roten Feinde. Auf ihrem Rücken reiten sie. Sie lassen sich an den buschigen Seiten herunter. Selbst in den dicken stieligen Augen haben schon die Trauben blutwürgender Ameisen.

Und über den ganzen Boden hin, weit und dem Zentimeter

Ich starrte wie im Krampf auf diese Briston. Ein Antlitz
der Nacht, des Sternennachts um jeden Briston färbt in
hoch. Ich möchte trampeln auf sie niederfahren, und
alle zu zertrüben. Und möchte nachlässig schau'n und ihre
gaden. Die mich meine Schöhen prüfen. Aber ich sitze, die
gaden. Die hochgezogen, auf dem Betttrand und fühle, daß
hier geht mich nicht an. Das find Gevolten anerkändt von
mir und allen ... aber ich achte doch zu ihnen.

Don' Augusto schläft wieder, die Kerze brennt langsam nieder. Die Traurigkeit des nahen Morgens dringt durch die Läden. Aber ich fühl' immer noch und starr' auf den Rasen, der Kreatur unter mir. Wie reichgegliederte Ornamente überhängen jetzt die Streifenlössen der Ameisen ihren Feind. Sie laufen geschäftig auf seinen Schenkeln empor. Jede dieser Ameisen auf seinem Rücken. Ihr Oberbefehlshaber hat seinen Stand gerade auf dem weißgegliederten Kopf des Opfers.

Der ganze Leib der Vogelfeinde aber schwimmt flutet und lobend unter den vielen tausend giftigen Finnen, die ihn treffen. Rundweise auf und nieder geht das Auen die Niesentröscher. Die Beine fahnen trampfend nach allen Seiten. Hier öffnet sich der papageienschnabelähnliche Mund, um zu beißen und zu verschlingen. Am Unterleibe hängen weißdoldenförmige Trüppchen, überfät von wilden, attadierenden Ameisen, die sie zerreißen.

Und in einem Aufgucken bestialischer Qual, das man nicht hört, aber sieht, wendet sich die Vogelpinze zur Flucht. Sie läuft schwankend, zitternd. Auf stolpernden Beinen. Ein gepeinigter Schatten im kleinen Flackerlicht meines Kerkers. Aber auf ihr reiten die Tausende der Qualgeister und ihre Klagen dringen schon ins innerste Herz des Kolosses.

Die Vogelspinne hält plötzlich. Sie schüttelt sich. Bäum
sich. Dreht sich mit zentrifugaler Kraft um Kreise, um abz
schütteln, um sich zu erlösen.

Ich reiße den Browning vom Nachttisch, ziehe kurz die sich windende haarige Masse. Bang, kracht der Schuß. Don Augusto ist in die Höhe gefahren, sieht verständnislos auf die Szene: „O diavolo . . .“

Ich antworte nicht. Sehe immer nur einen haarig-
schwarzen Rumpf, an dem lange Tentakel nervös hin und her
zucken.

Und langsam, geräuschlos erheben jetzt die siegreich
Ameisen den gefällten Koloth — um zu vollenden. —
Am anderen Morgen ist alles vorüber. Aber ich se
body in die Erde, wo es war. So etwas wie graue As
liegt dort.

des „Sublimat ist das Beste gegen Ameisen“, erklärt n
hen später so ganz nebenbei Don Augusto, und dann schenkt
ino „**ich einen neuen Mats ein.**“

Polizei und Fliegerbomben in der Arktis

Ein Fallsteller wird in der Schneefinsternis ertappt. — Verfolgung bei 45 Grad Kälte. — Kanadas größte Menschenjagd. Von Harry Wilkins.

„Get your man!“ lautet die reichlich lakonische und umso vielstündigere Befehl der Veritittenen Kanadischen Polizei. In's Deutsche übertragen heißt das ungefähr: „Sein Schutzmann kommt zurück, bevor er nicht den Gefangenen verhaftet hat.“

Nicht ein einziges Mal in den sechs Jahrzehnten, seitdem die Veritittenen Polizei besteht, ist sie diesem Grundgesetz untreu geworden. Wachte der Schutzmann einen Tag oder zwei Monate lang den Gefangenen ver, bis er ihn stellte, auf jeden Fall brachte er seinen Mann ins Quartier. Das war ganz selbstverständlich.

„Get your man!“ wurde vor Wochen auch dem Konstabler A. C. King, der auf einer Station im Nordwestterritorium lag, von seinem Vorgesetzten befohlen. „Dort oben am Rat River sitzt der Trapper Al Johnson, und die Rothhäute beschweren sich, er plünderte ihre Hütten.“ Mit einem anderen Veritittenen — im Nordwestterritorium hat der Name eigentlich keine Bedeutung, denn die Konstabler führen ihre Streifzüge zu Fuß, auf Schneeschuhen oder mit dem Hundeschlitten aus — brach King nach Norden auf. Ein Kinderpiel dieses Mal, denn er kannte Al Johnson gut: Ein schrullhafter Einsiedler, aber ein guter Kerl, der keinen Widerstand leisten würde.

Es sollte ganz anders kommen. Die Hütte des Trappers war erreicht, und die beiden Schutzleute freuten sich auf die Wärme. Sie klopfen an die Tür. Die blieb verschlossen, aber aus dem Fenster sah plötzlich ein Büchsenlauf hervor. Ein Schuß streifte King schwerverwundet nieder. Also Kampf bis aufs Messer!

Eine qualvolle Fahrt war es, die der zweite Schutzmann auf seinem Schlitten, den Kopf des Verwundeten im Schoß, zur 150 Kilometer entfernten Station machen mußte. Aber noch mehr litt er an der Beschämung, mit leeren Händen zurückzufahren. Der einzige Trost: Mit einem Fren hatten es die Veritittenen in der Arktis noch nicht zu tun gehabt. Etwas anderes als Wahnsinn konnte Johnson nicht dazu getrieben haben, auf King zu schießen. Wahnsinn, in der gähnenden Kälte des arktischen Winters geboren.

Der Schutzmann wurden jetzt auf den Gang ausgeschickt. Schiffe empfangen sie. Doch das Feuer kam nicht aus den Fenstern des Blockhauses, sondern unter der Hütte hervor. Der Veritittenen mußte sich dort einen Unterstand in die Erde hineingegraben haben. Vier Stunden lang peitschten die Kugeln der Veritittenen in das Versteck hinein. Erfolglos. Nicht genügend ausgerüstet, um eine arktische Winternacht im Freien zu verbringen, mußten die Schutzleute niedergeschlagen zurückkehren: „Wir haben ihn nicht.“

Al Johnson erhielt jetzt den Befehl, Johnson tot oder lebendig heranzuschaffen. Sie führten Dynamit bei sich, und es gelang ihnen, die Blockhütte zu zerstören. Und trotzdem sah Johnson weiter. Sein Unterstand war allem Anschein nach bombensicher. Vor seinem wütenden Feuer mußten die acht Veritittenen hinter Bodenwellen und Büschen Deckung suchen. Sobald nur einer den Kopf hob, trachte drüben unter den Trümmern der Blockhütte ein Schuß. Fünfzehn Stunden lang hielt die Schutzleute aus. Dann mußten sie halbtot und beschämt zurückkehren: „Wir haben ihn nicht.“

Konstabler Miller schwor jetzt, den Kampf gegen Johnson aufzunehmen und nicht ohne den Mann zurückzufahren. Denn die Ehre aller Veritittenen stand auf dem Spiel. Er nahm ein paar indianische Führer und drei Kameraden mit. Sie fanden den Unterstand verlassen, und Spuren wiesen nach Norden. „Veritittenen!“ riefen die Veritittenen. Bei 35 Grad Kälte in die Schneewüste hinaus zu laufen, bedeutete den sicheren Tod. Tot? Nein. Denn 45 Kilometer weiter nördlich stand plötzlich ein Schneehaufen vor den Schutzleuten, und eine Kugel pfiff ihnen entgegen. Aus Schneekumpen und Eislücken hatte sich der Fren eine freisitzende Brustwehr gebaut, die er hartnäckig verteidigte. Die Veritittenen umzingelten den Veritittenen, schossen, sobald sein Wüterand aufblühte.

Ein Schuß schien gefesselt zu haben. „Warten zwischen die Augen!“ jubelte der glückliche Schütze. Aber der Führer traute dem Trapper nicht. Zwei Stunden lang hielt er seine Leute noch im Jammern: „Liegen bleiben!“

Dann führten alle vier auf ein Kommando vor. Der Mann mußte wirklich tot sein.

Nein! Denn plötzlich lagte ein Schuß hinter dem Schutzwall hervor, und Konstabler Miller brach zusammen. Die anderen flüchteten in Deckung. Einer schied mit dem tragbaren Sender, den die Veritittenen bei sich führten, einen Silberstump zum Hauptquartier: „Wir halten hier aus, bis Verstärkung kommt.“

Die hatten den guten Willen dazu. Doch die Kälte besiegte ihn. Bei 45 Grad unter Null kann kein Mensch Posten stehen oder auf der Lauer liegen. Doch einer! Der ird Trapper Johnson. Er benutzte einen unbedachten Augenblick, um aus seinem Stützpunkt zu flüchten.

Die Führung der Veritittenen Polizei wollte keinen Fehler mehr mitnichten opfern. Zugwege sollten die Verfolgung aufnehmen, acht Schutzleuten auf Schlitten als Führer dienen und wenn nur irgend möglich den Wahnsinnigen durch Bomben vernichten.

Tage lang jagte sich die Jagd hin. Wie ein gekochtes Tier irrte Johnson durch die Schneewüste. Nur der Wahnsinn trieb den ausgemergelten Körper weiter. Immer schleppender wurden die Spuren im tiefen Schnee.

Dann konnte er nicht mehr weiter. Mit den Händen kramte er sich einen Schneehaufen, und sein Feuer schlug den Verfolgern entgegen. Die Veritittenen gingen zu rasch vor. Sie dachten nicht an das Flugzeug, das ihnen im Vernichtungskampf helfen sollte, seine Bomben abwerfen wollte. Auf dreißig Meter sollte sie an Johnson heran. Der Flieger durfte jetzt ihr Leben nicht aufs Spiel setzen. Ein Sergeant erhielt einen Befehl. Mit verflüssigter Wut wollte er weiterziehen. Ein Bruchschuß warf ihn nieder.

Es war der letzte Schuß, den der Wahnsinnige abfeuerte. Ein paar Kugeln trafen ihn gleichzeitig. Die größte Menschenjagd, die von den besten Spürhunden unter allen Polizisten jemals veranstaltet wurde, war zu Ende.

Yhren Mann hatten die Veritittenen doch bekommen. Aber wie! Das letzte Opfer des Wahnsinnigen, den schwerverwundeten Sergeant, rettete nur der sofortige Abtransport im Flugzeug vor dem Tode. Ein anderer war zum Krüppel geworden, ein dritter tot. Unerhörte Strapazen lagen hinter allen. Die einzige Jagdbeute war die von Kugeln durchsiebte Leiche eines Veritittenen.

Afrika lacht!

Von Afrikaforscher Hans Schomburgk.

Der weltberühmte Forscher ist kürzlich von seiner erfolgreichen letzten Afrika-Reise heimgekehrt.

Ist wirklich der erste Eindruck, den ein Reisender von einem neuen Land gewinnt, für das selbe maßgebend, so muß Afrika das Land des Lachens sein. Fremder, ob Du am Morgen oder Abend, bei Tage oder bei Nacht das Land betriffst, ein Lachen wird Dich begrüßen. Lachende Sonne am strahlenden Himmel, schelmisch lächelnder Mond, lächelnde, strahlende silberne Sterne.

Und lächelnd auch die Menschen. Jeder! Alle! Sie scheinen zum Lachen geboren. Schwarz und glänzend das Gesicht, weiß die blühenden Zähne, rot die breiten, grinsenden Lippen. „Hast Du mit dem Boot an den Strand, ein Lachen schallt Dir entgegen. Lachende Gesichter trifft Dein Blick.“

Kaum ist der Rost passiert, da lachen schreiend, brüllend und immer lachend farbige Träger auf das Gesicht, bis sie endlich eine Schlägerei. Aus dem sich balgenden schwarzen Renkel dringt manchmal ein Wuchslaut, immer aber ein Gelächter. Lachend betrachten die schwarzen Zuschauer das interessante

Arbeitsreiche Tage für die Wassersportler



„Das Boot muß überholt werden.“ Diese Aufgabe beherzigt in diesen Wochen den Wassersportler. Noch treiben auf vielen Gewässern die Fischschollen,

aber schon muß der Bootskörper abgezogen und neu lackiert werden, damit in den ersten warmen Tagen das Boot schon zu Wasser gelassen werden und der Ruderer und Segler seinem geliebten Sport nachgehen kann.

Schauspiel. Würdig erscheint ein schwarzer Polizist. Kaum sieht er das Schauspiel, da verzicht er auf sein Mund zu einem breiten Grinsen. Mit kräftigen Schlägen, dabei lachend und fluchend zugleich, treibt er die Kampfpaare auseinander. Die das Gesicht ernst haben, sind die Sieger. Lachend und singend ziehen sie ab. Aber auch die Erfolgreichen lachen lachend von dannen.

So begrüßt Afrika den Fremdling, der an seiner Küste landet. Aber auch im Innern des Erdteils ist ein frohes Lachen die Begrüßung. Lachen ist in Afrika mehr als in irgend einem Lande der Welt ein Zeichen von Freude und Freundschaft. Nähert sich im Innern eine Expedition, eine Karawane einem Dorf, so kommen Männer, Weiber, Kinder heraus, laufen den Ankömmlingen entgegen, begleiten sie unter Gesang und Lachen in das Dorf. Jeder erfahrene afrikanische Reisende weiß, daß dort, wo ihm ein solcher Empfang zu teil wird, Friede herrscht, daß er dort nichts zu fürchten hat. Aber in dem Dorf, wo die Männer schweigend vor ihren Hütten sitzen, keine Frauen und Kinder zu sehen sind, da heißt es auf der Hut sein, da droht Gefahr. Nun zeigt es sich, ob der Expeditionsführer die Seele Afrikas versteht. Gelinkt es ihm, den Eingeborenen in dem jetzt entscheidenden Palaver durch geschickte Redewendungen auch nur ein Lächeln abzugewinnen, so hat er gewonnenes Spiel.

Waffen und Soldaten sind sicher angenehme Reisebegleiter, aber wichtiger ist zur rechten Zeit ein fröhliches Lachen. Wie manche Expedition, die in unersichtliche Gebiete vordrang, dort den Weissen feindliche Eingeborene traf und in eine Lage kam, wo Krieg und Frieden auf des Wessers Schmelze stand, ist durch ein fröhliches Wort im rechten Augenblick, das die Eingeborenen zum Lachen brachte, gerettet worden.

Aber nicht nur mit feindlichen Eingeborenen, sondern auch mit Trägern ergeben sich häufig Situationen, die das Wohl und Wehe einer Forschungsreise in Frage stellen. Man kann unbefristet schlafen, wenn vom Lagerfeuer der Träger Singen und Lachen erschallt, aber wehe, wenn der Reger anfängt zu grübeln.

Meine erste wirkliche Forschungsreise unternahm ich im Jahre 1904 zur Entdeckung der Quelle des Randombopflusses an der Wasserscheide des Kongo und Zambesi. Es war eine schwere, anstrengende Expedition, mitten in der großen Regenzeit. Feindliche Eingeborene, die uns umlauerten. Verlassene Dörfer, in denen keine Verpflegung für die Träger zu haben war. Täglich desertierten einige unserer Leute.

Und dann kam kurz vor Weihnachten die Entscheidung. Geschlossen kamen die Träger in unsere Zelte und weigerten sich, weiter zu marschieren. Und da hatte ich ein Beispiel vor mir, das mir in meiner ganzen späteren Afrikazeit vor Augen stand. Der Bezirksamtmann M., ein alter erfahrener Afrikaner, ließ die Leute ruhig reden, sah sich nur forschend im Kreise um, ich sah wie alt seine Nerven gespannt waren, mußte auch, was es für ihn bedeutete, wenn er die Expedition hätte abbrechen müssen. Sein Blick fiel auf einen Träger, der ruhig dasaß und sich seinen Rücken kratzte. Der Reger legte beim Kratzen eine solche Andacht an den Tag, daß er daraus fast eine heilige Handlung machte. Diesen harmlosen Mann machte M. zum Ziel eines Witzes. Witten in der ersten Verhandlung, von der für uns der ganze Erfolg unserer Reise abhing, fand er das treffende Wort, alle Köpfe wandten sich nach dem ahnungslos Dastehenden um. Die eben noch so finsternen Gesichter erhellten sich. Ein breites Grinsen erschien auf den rötlichen Lippen, und gleich darauf in ein befreites Lachen überzugehen. Die Situation war gerettet, ein Lachen hatte es uns ermöglicht, trotz aller Schwierigkeiten die Quelle des Randombopflusses zu entdecken.

Die neuen Beherrscher der Mandschurei



Die vier Mitglieder der Regierung des neuen Staates Mandschurei: von links nach rechts Shi Hsia, Gouverneur der Provinz Kirin; Chang Ching Sui, Führer des

neuen Regierungskomitees; Tsang Shi-Yi, Gouverneur von Mukden; General Ma Chana Shan, Gouverneur der Provinz Amur.

Bersteigen in Europa und Indien

Von Professor Dr. G. O. Dyhrenfurth, Leiter der Internationalen Himalaja-Expedition.

Zeit ich wieder in Europa bin, habe ich schon allerlei Fragen über mich ergehen lassen müssen. Wenn ich für jede Expedition nur eine Reichsmark bekäme, hätte ich die gesamten Expeditionskosten — und die waren nicht unerheblich! — bald herein. Und was wird nicht alles gefragt! (Gang im Vertrauen — auch sehr viel dummes Zeug.) Selbst unter den Bergsteigern herrschen vielfach durchgehende Irrtümern, ob man in den Alpen, in der hohen Tatra, allenfalls noch in den Pyrenäen, Korsika, Rarungen Bergfahrten unternimmt oder ob man einen der Riesengipfel des Himalaja angreift.

Die Alpen sind bekanntlich in weitgehendem Maße erschlossen. Zugangsschwierigkeiten gibt es überhaupt kaum mehr, die modernen Verkehrsmittel enden meist erst am Fuße des Berges oder höchstens wenige Stunden davon entfernt. Der Anmarsch zur Spitze ist vielfach fast ein Spaziergang oder allenfalls ein kurzer Trainingsmarsch. In den meisten wichtigen Alpenbergen findet man in etwa halber Höhe gute Unterkünfte, in den Gipfeln förmliche Gasthäuser mit richtigen Betten und tadelloser Verpflegung, in den Beständen wenigstens unbedingte Güten mit Matratzenlager, Betten, Kochgelegenheit usw.

Ich habe schon die entzückten Proteste vieler Alpinisten, die sich gegen diese nur für Normaltouristen guttunende Charakterisierung zur Wehr setzen. Nun — zur Beruhigung: Ich bin selbst ein sehr erfahrener Alpen-Bergsteiger und habe mehr als 700 Gipfel in den verschiedensten Gruppen der West- und Ostalpen gemacht, darunter viele Erstbesteigungen, Neufunden und ungewöhnliche Routen. Ich habe auch in den Alpen oft das Besten, zahlreiche Freizeiter (Rohrbocks) durchgemacht usw., also eine gewisse Sachkunde ist mir nicht abzusprechen. Nachdem oder vielmehr gerade deshalb sage ich nochmals: Zwischen den Bergsteigern in den Alpen und im Himalaja ist ein himmelweiter Unterschied.

Wenden wir uns nun dem Himalaja zu. Dieser dauerte in unserem Falle drei Wochen und führte uns von der letzten Bahnstation Darjeeling durch tropischen Urwald und über drei noch im Winterhinein begabene Goshpals, von denen gleich der erste, der Kang La 5000 Meter hoch ist, also 200 Meter höher als der Mont Blanc. Und das mit einer Karawane von 400 Trägern! Was das allein hinsichtlich Verpflegung und Ausrüstung für Schwierigkeiten machte, darüber könnte man ein ganzes Buch schreiben. Es mag anmaßend klingen, aber es ist die laute Wahrheit: Bereits dieser Anmarsch stellte eine sehr große Leistung dar, nicht nur an Strapazen, sondern vor allem an Organisation.

Als wir nicht vor dem Kang La schloßes Wetter und starken Schneefall bekamen, desertierten zahlreiche Träger. Als wir mit einer noch etwa 200 Mann starken Karawane im ersten nepalesischen Dorf Khunga ankamen, wo wir Proviant und frische Träger anzutreffen hofften, war beides — nicht vorhanden. Als wir uns endlich im Stadelager Pangpema am Nordwest-Fuß des Kangdzhung-Gebirges eingerichtet und bereits mit dem Angriff auf den Berg begonnen hatten, brach wieder die ganze Nachschubkette zusammen. Auch an dieser Stelle mußte ich dankbar meiner beiden englischen Transportschiffe „Mr. Wood Johnson“ und „Mr. Hannan“ gedenken. Ihnen fiel die unendliche und unerlässliche Aufgabe zu, am Kang La und Wuzin La die Karre aus dem Dreck zu ziehen, und sie haben das in wirklich aufopfernder Arbeit besorgt. Daß inzwischen viele Traglasten beraubt worden waren, daß mehr als ein Drittel des Europäer-Proviantes und viele wichtige Ausrüstungsgegenstände fehlten, war nicht ihre Schuld.

Pangpema entspricht, wenn wir den Bergsteiger durchführen wollen, erst einer alpinen Station. Während man sich aber in den Hotels von Bern, Grindelwald, Saublen usw. herrlich erholen kann, war es nicht ganz einfach, in Pangpema in Form zu bleiben. Etwa 5000 Meter Meereshöhe, in der Nacht bis 15 Grad unter Null, häufige Schneefälle, rauhe Winde, Lager auf feuchtem Untergrund, dazu viel Arbeit — alles das machte Pangpema für eine Sommerfrische ziemlich ungeeignet.

Dann die eigentlichen Hochlagen, die von Pangpema gegen den Berg vorgeschoben wurden, also den alpinen Berggasthäusern und Hütten entsprechen würden. Bei unseren beiden Angriffen auf den Kangdzhung und bei der Besteigung der Ramtang Peak haben wir insgesamt acht Hochlager gehabt, von denen drei gleichzeitig in Betrieb waren. Am Jangsong Peak waren es ähnlich. Selbstverständlich mußte jedes Lager mit Zelten, Schlafflächen, Feuerungsmaterial, Europäer- und Trägerproviant usw. versehen sein. Außerdem und vor allem mußte die Sturmtrommel vorn an der Front stets als haben, was sie brauchte. Trotz unserer genau durchdachten und sorgfältig vorbereiteten Ausrüstung waren die Nächte vielfach nicht sehr erholend. Oft raste ein Schneesturm, daß die Zelte schaukelten wie Schiffe im Seegang und der Flugschnee sich selbst durch die dicke doppelte Verankerung hindurchpreßte. Oft vernebelte die Zelte leinwand so stark, daß die Ventilation ungenügend wurde und man mit schwerster Atemnot aus dem Schlaf aufschreckte. In 6000 Meter Höhe ist die Luft bekanntlich soviel schon reichlich dünn. Wenn man dann noch den wenigen Sauerstoff, der sich in einem kleinen Zelt befindet, verbraucht hat und wenn die Zutterneuerung ungenügend ist, so werden die Erstlingsanfälle leichtverfühlend. Also — wenn der Schneesturm nicht gar zu arg war — Lüftungsfenster auf!

Dazu der qualvolle „Göhenhusten“, an dem die meisten von uns litten, eine Folge der völlig trockenen und sehr kalten Atmungsluft. Genau dieselbe Erfahrung haben übrigens die englischen Everest-Expeditionen gemacht, und es ist schwer, wirksame Abhilfe zu schaffen. Drei von uns waren wochenlang vollkommen stummlos.

Endlich der Angriff auf den Gipfel selbst. Viele Alpinisten glauben, daß die Himalajaberge zwar höher, aber nicht schwerer oder vielleicht sogar leichter seien als die Gipfel der Alpen. Gerade das Gegenteil ist richtig. Die Hauptberge des Himalaja sind 3000 bis 4000 Meter höher, also annähernd doppelt so hoch wie die Alpenberge, und außerdem noch viel schwerer und vor allem viel gefährlicher! Die durchschnittliche Steilheit der Bergflanken ist im Himalaja viel größer, und auch an Stellen, wo man es nicht für möglich halten sollte, hängen noch kleine Gletscher, die ihre Eislawinen entsenden. Die Gletscher und das Ausmaß dieser Eislawinen ist für jeden Alpinisten, der zum ersten Male im Himalaja arbeitet, geradezu verblüffend, und manche an sich mögliche Route wird dadurch so gefährlich, daß sie praktisch nicht mehr in Frage kommt.

Zu dem allem noch die dünne, sauerstoffarme Luft und der stark verminderte Barometerdruck, wodurch das Tempo sich sehr verlangsamt und jeder Schritt, jeder Schlag mit der Eisaxt zu einer gesteigerten Anstrengung wird. Ein weiterer Feind des Himalaja-Bergsteigers, und zwar einer der schlimmsten, ist der Sturm. Windstille Tage sind in diesen Regionen ganz selten; meist treibt der Sturm ganze Wollen von Schneeflocken vor sich her, und an den Gipfeln und Graten wehen die malarischen weißen Fahnen, die aber in diesem Falle keine Kapitation, sondern im Gegenteil einen furchtbaren Widerstand des Berges ankündigen.

Sehr ungünstig ist auch, daß der Hochsommer, die in Europa beste Jahreszeit für große Bergfahrten, im Himalaja gerade die Regenzeit ist. Von Mitte Juni bis September weht der Monsoon, der indische Regenwind, und schüttet ungeheure Wassermassen auf die Abhänge des Gebirges. In den oberen Höhenlagen schneit es dann fast täglich, so daß die Besteigungen oberhalb 5500 Metern vollkommen winterlich werden. Man ist also in Indien gezwungen, entweder vor dem Monsoon, d. h. im späten Frühjahr, oder erst im Herbst zu gehen, was im einen Falle ein Wartetreiben mit dem Monsoon, im anderen Falle mit dem eigentlichen Wintersturm bedeutet. Es ist wirklich, als ob die Götterhölle, die nach dem allgemeinen Glauben der indischen Völker auf den Hohenbergen von Himalaja thronen, alles nur irgend möglich getan hätten, um die andringlichen Wanden abzuwehren.